

WIE ES SICH GEHÖRT

Ich wachte um sechs auf.

Wie immer.

Instantkaffee, lauwarmes Wasser, zwei Kekse.

Ich schaltete den Fernseher ein, ohne hinzusehen.

Die Finger kennen den Weg.

Kanal 7. Nachrichten.

Ein Kind starb unter den Trümmern.

Sie zeigten die Überreste des Gebäudes.

Alles grau. Alles in Ordnung.

Der Journalist trug ein blaues Hemd.

Sein Ton war fest.

Keine Träne.

Keine unnötige Pause.

Wie es sich gehört.

Sie interviewten die Mutter.

Sie weinte nicht.

Sie sagte, ihr Sohn sei stark gewesen.

Dass er Tiere liebte.

Dass er Pilot werden wollte.

Ich nahm einen weiteren Schluck.

Der Kaffee war bitter.

Sie sah in die Kamera.

Sie forderte keine Gerechtigkeit.

Keine Rache.

Sie bat nur darum, dass man ihn nicht vergisst.

Ich nickte.

Im Stillen.

Nicht ihretwegen.

Sondern wegen der Form.

Sie sagte genau das Richtige.

Nicht mehr.

Wie es sich gehört.

Ich sah sie vor dem Supermarkt sitzen.

Sie bettelte nicht.

Sie war einfach da.

Mit einem schlafenden Kind auf dem Schoß

und einer halb geöffneten Tasche.

Sie hatte kein Schild.

Sie streckte die Hand nicht aus.

Sie sah die Leute nicht einmal an.

Das erschien mir würdevoll.

Die guten Armen machen keinen Lärm.

Sie fordern nichts.

Sie beschmutzen nicht den Gehweg.

Sie verstand das.

Das Kind atmete mit offenem Mund.

Etwas Trockenes war auf seinen Lippen.

Vielleicht Milch.

Vielleicht nichts.

Ich ging weiter, ohne stehen zu bleiben.

Nicht aus Verachtung.

Sondern weil sie mich nicht rief.

Sie brauchte mich nicht.

Das ist wichtig.
Den Kontakt nicht erzwingen.
Keine fremden Schuldgefühle tragen.
Jeder an seinem Platz.
Wie es sich gehört.

Dienstag.
Ich kam zehn Minuten früher.
Ich komme immer früher.
So kann ich das Licht einschalten, ohne jemanden zu stören.
Ich bereitete Kaffee für alle, auch wenn sie ihn nicht trinken.
Elena sagte, Miguel huste seit letzter Woche.
Ich hatte es nicht bemerkt.
Er erfüllte seine Schichten.
Gab die Berichte ab.
Beschwerte sich nicht.
Um 11:47 ließ er den Stift fallen.
Er machte kein Geräusch.
Die schlaffe Hand, der Kopf leicht geneigt.
Er sah müde aus.
Niemand schrie.
Es war nicht nötig.
Carmen rief den Notdienst.
Ich schloss Excel.
Der Krankenwagen brauchte siebzehn Minuten.
Gezählt.
Miguel öffnete die Augen nicht wieder.

Man gab uns den Nachmittag frei.

Ich blieb.

Nutzte die Gelegenheit, um Dateien zu ordnen.

Der Kaffee wurde kalt.

Aber ich trank ihn trotzdem.

Es war nicht der Moment, Dinge halb zu lassen.

Miguel hätte es auch nicht getan.

Er starb an seinem Platz.

Ohne Respekt zu verletzen.

Ohne zu stören.

Ohne etwas zu verlangen.

Wie es sich gehört.

Als ich ankam, war das Licht in der Küche schon an.

Sie bereitete Suppe zu.

Sie bewegte den Löffel vorsichtig,
als hätte sie Angst, etwas zu zerbrechen.

Sie fragte, ob ich Brot wolle.

Ich sagte nein.

Sie stellte den Teller trotzdem hin.

Das tut sie immer.

Das ist ihre Art.

Wir aßen schweigend.

Sie sah auf die Tischdecke.

Ich auf die Serviette.

Sie fragte, ob es mir gut gehe.

Ich sagte ja.

Sie bestand nicht darauf.

Sie besteht nie darauf.

Danach setzte ich mich vor den Fernseher.

Ich schaltete nichts ein.

Ich setzte mich nur.

Sie kam von hinten.

Berührte meine Schulter.

Leicht.

Kaum.

Ich drehte mich nicht um.

Nicht aus Verachtung.

Nur aus Klarheit.

Solche Dinge öffnen Räume,

und Räume füllen sich.

Ich bin bereits voll.

Sie ging ins Schlafzimmer.

Sie schloss die Tür nicht.

Das war das Schlimmste.

Eine halb offene Tür ist ein Urteil.

Ich wartete fünfzehn Minuten.

Dann machte ich das Licht aus.

Ich sagte nicht gute Nacht.

Nicht, weil ich sie nicht fühlte.

Sondern weil es auszusprechen gewesen wäre

wie um etwas zu bitten.

Und ich bitte nicht.

Wie es sich gehört.

Ich schlief nicht.

Oder vielleicht doch.

Ich erinnere mich nicht.

Ich schaltete das Licht in der Küche ein.
Nicht, weil ich Hunger hatte.
Sondern weil der Körper etwas brauchte.
Eine Form.

Ich nahm das Messer.
Schnitt nicht diagonal.
Nicht in Hälften.
Nur eine Linie,
trocken,
gerade.

Das Brot war hart.
Ich wärmte es nicht auf.
Ich bestrich es mit nichts.

Ich führte es zum Mund.
Und kaute langsam.

Ohne Lust.
Ohne Abwehr.
Nur weil es an der Zeit war.

Ich setzte mich auf den Stuhl zur Wand hin.
Immer derselbe.
Weil dort keine Fenster sind.

Ich dachte an niemanden.
Nicht an sie.
Nicht an Miguel.
Nicht an die Frau auf der Straße.
Nicht an das Kind.

Ich dachte an das Brot.
An seine Kruste.
Daran, wie es knirschte.
Wie es zwischen den Zähnen blieb.

Ich weinte nicht.

Ich schluckte nicht schwer.

Ich schloss die Augen nicht.

Ich tat nichts, was man hätte deuten können.

Das ist wichtig.

Ich aß das ganze Brot.

Ohne Salz.

Ohne Wärme.

Ohne Worte.

Und am Ende,

als nichts mehr übrig war,

weder auf dem Teller

noch in mir,

setzte ich mich aufrecht hin,

sah geradeaus

und dachte:

Wie es sich gehört

Wie es sich gehört

Wie es sich gehört